

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1902

73 (2.4.1902) 2. Blatt

erschint täglich mit Ausnahme
Sonn- und Feiertags und folgt
in Karlsruhe in's Haus gebracht
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.
(monatlich 55 Pfg., wenn in
der Expedition oder in den Agen-
turen abgeholt), durch die Post
bezogen vierteljährlich 3 M.
25 Pfg., mit Beleggeld 3 M. 65 Pfg.
Bestellungen werden jederzeit
entgegengenommen.

Badischer Beobachter.

Post-Zeitungs-Liste 798.

Samstags-Beilage:
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt
„Sterne und Blumen“.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Anzeigen: Die sechsseitige Zei-
gung oder deren Raum 20 Pfg.,
Reklamen 50 Pfg. Bei öfterer
Wiederholung entsprechender Rabatt.
Inserate nehmen außer der Expi-
dition alle Annoncen-Bureaus an.

Redaktion und Expedition:
Mlierstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Nr. 73. 2. Blatt.

Mittwoch, den 2. April

1902

Der Campo Santo zu Rom. *) (Von Felix Büchle.)

Rom im März 1902.

In aller Stille wurde vor einigen Monaten (21. November 1901) im Campo Santo zu Rom ein beisehendes Fest gefeiert, der 25. Erinnerungstag dieser für die deutsche Heimath so hochverdienten Stiftung in ihrer gegenwärtigen Form.

Freunden und Gönnern von Kunst und Wissenschaft und Allen, die am Wohl und Wehe ihrer Landsleute in der Fremde innigen Antheil nehmen oder das Lob und die Anerkennung, die deutsches Schaffen und Streben im Auslande gefunden mit stiller Freude verfolgen, wird daher bei diesem Anlasse eine kurze Darstellung aller der Ereignisse, die in Laufe der Jahrhunderte über die deutsche Nationalstiftung herein-
gebrochen sind, bis sie endlich unter dem großen Papst Pius IX. ihren jetzigen bedeutenden Zweck übergeben wurde, nicht unwillkommen sein.

Schon lange vor Karls des Großen erster Romfahrt hatten sich im römischen Gebiet Pilger aus allen Theilen des fränkischen Reiches niedergelassen, waren aber noch nicht in einer sogenannten „Schola“ oder Zunft der in Rom anwesigen Landsleute vereinigt. Erst im Jahre 797 wurden dem Könige, wie eine alte Stiftungsurkunde erzählt, von Papst Leo III. in dem nach ihm benannten leoninischen Stadttheile (Leonoren) und eine dem Erlöser geweihte Kirche überlassen zur Gründung eines Hospizes für Pilger aus dem fränkischen Reich. Hier nun gründete Karl der Große nach dem Vorbilde der Angelsachsen, Griechen und Longobarden mit Hilfe des Abtes Angilbert die sogenannte „Schola frankorum“, aus der das heutige Collegium Plum hervorgegangen ist.

Während eine kleine Festsung zum Schutze von St. Peter, war das Hospiz mit seinen Gebäulichkeiten am stärksten den Stürmen ausgesetzt, die im Laufe der Zeiten über die ewige Stadt dahinströmten. Zwar suchten die Päpste durch Zuvorkommenheit und Bewährung von Privilegien in fröhlichen Zeiten wieder zu erheben, was die Wuth der Feinde vernichtet (so Leo IV. 847—855), der nach der Besetzung der Sarazenen mit Kaiser Lothar's Hilfe das Hospiz aus dem Schutze wieder erheben ließ, und Leo IX. (1049—1055), der alle von seinen Vorgängern gewährten Privilegien von neuem bestätigte), allem es gab auch Zeiten, wo die Stätten, an denen in den Tagen des granitnen Kaisers Nero das Blut so vieler Märtyrer geflossen und die Heiligen gemein des Todes des Apostelfürsten, ein klägliches Bild der Verwüstung boten und der Friedhof der Deutschen mit Schutt und Trümmern bedeckt, ganz der Vergessenheit anheimfiel.

Es mag auch erwähnt werden, daß man seit alten Zeiten der Meinung war, das Terrain des ersonnenen Circus sei von der Kaiserin Helena mit Erde aus dem hl. Lande überdeckt worden. Die älteste Erwähnung davon findet sich in einer Geschichte des Campo Santo vom Jahre 1627 (De Waal a. c. D. S. 19). Daß die Kaiserin Helena jenseit der Erde aus dem hl. Lande her überbracht worden, ist wohl unabweislich, daß aber hauptsächlich Pilger aus Jerusalem im Campo Santo Erde von den hl. Stätten zurückgelassen haben,

wird durch mehrere Urkunden bestätigt. Auch der Eifer vieler Kirchen, nicht nur in Deutschland, sondern sogar in Polen und Spanien, Erde vom „Campo Santo der Deutschen in Rom“ zu erhalten und die bei der Verendung beobachtete Sorgfalt nebst den feierlichen Ceremonien zeugen davon, wie tief gegründet und weit verbreitet dieser Glaube war, und darum scheint auch kein Grund vorzuliegen, ihn gleich als eine im frommen Sinne der Mäbigen begründete Legende von der Hand zu weisen.

Nachdem wechselvolle Jahre der Blüthe und des Verfalls über die Frankenschola dahingezogen waren, begann mit der Eröffnung des ersten Jubiläums (1300) in ihrer Geschichte eine neue Blüthenperiode, die jedoch nur von kurzer Dauer war. An Stelle der alten verfallenen Gebäulichkeiten wurde ein neues größeres Pilgerhospiz errichtet und unter die Abhängigkeit des Kapitels von St. Peter gestellt. Das neue Gebäude stand aber nicht mehr auf dem Gelände der alten Frankenschola, sondern in unmittelbarer Nähe der Peterskirche und fast gleich dieser in den traurigen Zeiten des Avignonischen Exils in das tiefe Elend. Da in Folge dessen die Stiftung selbst unfähig war, Kirche und Hospiz zu unterhalten und mit den Jahren daselbst ganz verfallen ließ, wurde der edle Gottfried von Vicaria vom Papste beauftragt, mit der Restauration zu beginnen, nach deren Durchführung dann dem geschlossenen Abkommen gemäß dieser neue Theil der Frankenschola unter Nikolaus V. (1454) an das Kapitel von St. Peter fiel.

Eine neue Periode in der Geschichte des Campo Santo beginnt mit der Errichtung einer Armenseelenbruderschaft i. J. 1448 (durch Johannes Goldener, Beichtvater von St. Peter und später Bischof von Bamberg), die in der Bestätigungsbulle Pauls II. vom Jahre 1466 als Muttergottesbruderschaft ergeht. Diese Bruderschaft wohl gegründet unter dem Einbrüche der verberbernden Wirkungen der Pest, der besonders viele Deutsche zum Opfer fielen, stellte die dem Verfall nahe Gebäulichkeiten wieder her und baute eine neue der Mutter Gottes geweihte Kirche.

Als aber beim saeculo di Roma 1527 (Zwölftausend) durch die deutschen Landsknechte) das Hospiz angeplündert und von den römischen Kriegeshorden seiner Schätze beraubt wurde, loderte sich in den folgenden Jahren das Band, das die nationale Stiftung in der Fremde mit der Heimath verband, immer mehr, bis sie schließlich ihrer ursprünglichen Bestimmung als Pilgerheim ganz entzogen und in ein deutsches Frauen- und Mädchenasyl umgewandelt wurde. (Anzweihundert Jahre war das Asyl gegründet worden, wo alljährlich Tausende von deutschen Pilgern Aufnahme und Pflege fanden.) Dadurch erlitt es, wie natürlich, der Eifer der Länder zusehends und bedenkliche Anzeichen des drohenden Verfalls der hoffnungsreichen Stiftung traten zu Tage. Da erstand eben noch zur rechten Zeit ein Retter in Gregor XIII., der, erfüllt mit großer Liebe zur deutschen Nation, nicht genug damit, daß er das dem Auslande nahe Collegium Germanicum reichlich dotierte und von väterlicher Weisheit geleitet dessen Konstitutionen festsetzte, auch der Bruderschaft zur schmerzhaften Mutter im Campo Santo den alten Geist zurückzugeben und sie ganz in den Dienst des deutschen Vaterlandes zu stellen bestrebt war. Und weil damals die materielle Lage der Bruderschaft

keine rosige zu nennen war, erhob er im Jahre 1579 sie zur Erzbruderschaft, außerdem — und das war bei der materiellen Noth die Hauptsache — ordnete er ihr alle schon bestehenden Bruderschaften zur schmerzhaften Mutter unter und gab ihnen Antheil an den Privilegien und Ablässen der Erzbruderschaft.

So war die Existenz der frommen Stiftung von neuem gesichert und die Folge war, daß die Deutschen von nun an in der ewigen Stadt eine hervorragende Rolle spielten. Dies hatten sie auch nicht zuletzt der thatkräftigen Hilfe der Kardinalprotektoren zu verdanken, die der Brüder Interessen und Selbständigkeit gegen die Angriffe von außen stets mit Nachdruck beim hl. Stuhle zu wahren suchten. Deshalb hat die Bruderschaft in dieser Periode die schönsten Früchte christlicher Nächstenliebe und Wohlthätigkeit gezeitigt. Keine andere Zeit hat aber auch mehr Gelegenheit geboten, echte Vaterlandsliebe in der Pflege armer verlassener Landsleute zu betätigen als das 16. und 17. Jahrhundert.

Des öfteren wurde Rom von der Pest heimgesucht, und da galt es, die Kranken Brüder zu besuchen, zu unterstützen, sowie durch Vorsichtsmahregeln anders bei der Seuche zu wahren suchten. Viele auch, die hierher gepilgert kamen, fanden fern von der Heimath im ewigen Rom eine bleibende Anstalt, die Geduld, Fleiß und die Krankenpflege zu lehren, wie ängstlich die Brüder darüber wachten, daß den dahingelebenden Landsleuten bei den Abreisen unter den Capressen des Campo Santo die letzte Anstalt bereit werde.

Aber noch in anderer Weise hat die Bruderschaft sich große Verdienste erworben. In jenen traurigen Zeiten, wo Krieg und Glaubensstreitigkeiten die deutschen Länder bis ins Mark erschütterten, verließen viele Katholiken die heimathlichen Gauen, um in der Fremde sich eine neue Wohnstätte zu suchen. Es ist nicht zu verwundern, wenn da Viele nach Rom ihre Schritte lenkten, dem Orte der Christenheit. So ist auch die starke Vertretung der deutschen Nation in Rom und die Zusammenfassung in eigenen Bruderschaften, die Hauptaufgabe sah nun die Bruderschaft darin, den Auswanderern das Leben in der Fremde möglichst zu erleichtern durch Unterstützung jeder Art, besonders aber durch Zuwendung von Geldmitteln, den sogenannten „Doten“. Das geschah in der Regel beim Eintritt in ein Kloster und bei der Verheirathung der Töchter eines Mitgliedes der Bruderschaft. Doch eine solche Liebesgabe auf die Erhaltung des Nationalitätsgefühls nicht ohne gute Folgen gewesen sein kann, ist wohl unbestreitbar.

Doch wie im Reiche der Natur nicht ewiger Frühling herrscht, und bald nach schönen Sommertagen kalte Winde mit Schneegestöber über die Lande wehen, so wechselten auch im Leben des Einzelnen, wie ganzer Völkergemeinschaften, Sturm und Sonnenschein. Bei unserer Bruderschaft war es nun gerade die Einrichtung der „Doten“, die das Wohl und Zwietracht unter die Brüder brachte. Manche suchten sich benachtheiligt und strengen Prozesse an, sogar die päpstliche Entscheidung mußte angerufen werden. In Folge der dadurch entstandenen Reibereien und Zwistigkeiten innerhalb der eigenen Familien erlittete der Eifer und das Interesse, so daß nach und nach die einst so blühende Bruderschaft einem unaufhaltsamen Verfall entgegenging.

Dazu kam noch, daß auch die Zeitlage dem Ge-

beihen der Stiftung nicht günstig war. Die Säkulari-
sation von St. Peter war schon längst für den Niedergang
als zu klein und unwürdig befunden worden. Deß-
halb sah Pius VI. im Jahre 1776 den Plan, einen
Neubau auszuführen, wozu der Campo Santo von
seinem Gebiete abtreten und außerdem einige Ge-
bäude niederreißen lassen mußte. Der entstandene
Schaden wurde zwar eriebt, und so der Campo Santo
geschaffen, wie wir ihn heute sehen, aber der Verlust
bedeutete doch eine schwere Wunde im Organismus
der Bruderschaft.

Der ärgste Schlag indeß wurde herbeigeführt
durch die Umwälzungen in Frankreich am Ende des
18. Jahrhunderts und die Occupation Roms durch
Napoleon. Auch in den sonst so ruhigen Kirchenstaat
wurde das Feuer der Revolution hineingetragen und
Rom zur Republik erklärt (1798). Pius VI. wurde
seiner Würde als weltlicher Herrscher entkleidet und
der Kaiser von französischen Soldaten besetzt. Frank-
reich war unumschränkter Herr im päpstlichen Gebiete
und ließ mit brutaler Gewalt die Unterdrückten die
Macht des Stärkeren fühlen. Unzählige Kirchenschätze
wanderten in jenen traurigen Tagen nach Paris, wo
viele von ihnen heute noch der Zurückgabe harren.
Um zu retten, was noch zu retten war, verkaufte
die Bruderschaft all ihr Silbergeräth und die
andern Kostbarkeiten des Kirchenhanges in flüger
Vorausicht der von den Franzosen geplanten und
später auch erfolgten Aushebung aller Bruderschaften
und der Beschlagnahme ihres Vermögens. Als dann
nach der Befreiung Roms durch die Oesterreicher die
ewige Stadt in den nun folgenden Jahren der Ruhe
und des Friedens von den Schlägen allmählig sich er-
holte, wurde alle Mühe und Arbeit mit dem zweiten
Einmarsch der Franzosen und der dauernden Beset-
zung Roms (1808—14) wieder zu Nichte gemacht,
und das erstehende Leben in den Bruderschaften im
Keime erstickt. Die Fremden benutzten sich nicht der
Willkür der Eindringlinge und verließen die Stadt.
So wurde die Mitgliederzahl der „Erzbruderschaft zur
schmerzhaften Mutter“ immer kleiner, und die Folge
war, daß viele Angehörige fremder Nationen in die
Bruderschaft Eintritt erhielten und diese somit auf
dem besten Wege war, ihren national-deutschen
Charakter zu verlieren. Besonders liegen sich in den
ersten 20 Jahren des verflohenen 18. Jahrhunderts
viele süditalienische Priester einschleusen, um dadurch
des Privilegiums des „altare portatile“ theilhaftig
zu werden. Um diesem Mißbrauch zu steuern, hob
Pius VII. im Jahre 1816 diese Vergünstigung auf.

Das war ein bedenkliches Zeichen im Leben der
Konfraternität, und leider vermochte auch Descaudis,
der von 1828—38 Kardinalprotektor der Bruderschaft
war und durch Neuorganisation und Zuwendung
von Einkünften sie zur alten Blüthe emporzuheben
suchte, dem Uebelstande nicht ganz zu steuern. Wie-
wohl sein Protektorat zu den glänzendsten zählt, und
er es an aufopfernder Thätigkeit für die Interessen
der Länder nie hat fehlen lassen, wurde es doch nöthig,
die an einem Gebrechen leidende Bruderschaft bald
nach dem Tode des Kardinals einer Visitation zu
unterziehen (1846), an welcher der österreichische
und bayerische Gesandte regen Antheil nahen. Dieser
vom hl. Stuhl angeordnete sog. „Sacra visita“
standen die Brüder, wie begreiflich, sehr fremd gegen-
über, umso mehr als die dazu eingesetzte Kommission
zwar für das Gedeihen der Stiftung die besten Ab-

der Vergangenheit gelernt hat; wir werden aber be-
halb nicht über alles Neue den Stab brechen,
insbesondere nicht, wenn wir es für gut halten.
Extravaganzen freilich, in der Literatur
wie in der Kunst, werden wir energisch ver-
urtheilen. So werden wir wenigstens der Ob-
jektivität nahe kommen!

Theater, Konzerte, Kunst und Wissenschaft.

— Internationaler Kongreß für angewandte Chemie.
Die Vorbereitungen für den Kongreß für angewandte
Chemie, der in der Pfingstwoche des Jahres 1903 in
Berlin abgehalten werden wird, sind bereits in vollem
Gange. Während die vier vorhergehenden Kongresse in
Brüssel (1894), Paris (1896), Wien (1898) und Paris
(1900) stattfanden, ist dies der erste seiner Art auf
deutschem Boden. Es werden daher alle Anstrengungen
gemacht, diesen Kongreß zu einem besonders glänzenden
zu gestalten. Die hervorragenden Vertreter der deutschen
Wissenschaft und Industrie sind zu einem Organisations-
komitee zusammengetreten, welchem als Ehrenpräsident
Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Clemens Winkler,
Freiburg i. S., als Präsident Geh. Regierungsrath
Prof. Dr. Otto N. Witt-Charlottenburg und als Schatz-
meister Landtagsabgeordneter Dr. Henry T. Böttlinger,
Direktor der Oberfelder Farbenfabriken, angehören. Mit
Genehmigung ist es seitens der beteiligten Kreise zu be-
grüßen, daß für die Abhaltung des Kongresses das
Reichstagsgebäude vom Reichspräsidenten Grafen
Ballestrem zur Verfügung gestellt worden ist. Die
Arbeiten für den Kongreß werden in einem eigenen
Bureau, Charlottenburg, Waidstraße 21, erledigt.

— Katholische Studentenverbindungen bestanden
Ende des Wintersemesters an den Hochschulen des
Deutschen Reiches, Oesterreichs und der Schweiz 132,
von denen 3 zur Zeit suspendirt waren. Derselben
hatten rund 4900 studierende Mitglieder. An Univer-
sitäten bestanden 114, an Technischen Hochschulen 13,
an Landwirtschaftlichen 2, an Thierärztlichen 3.
Keine katholischen Korporationen gab es an den Uni-
versitäten Jena und Rostock, den Technischen Hoch-
schulen zu Braunschweig und Dresden, den Thier-
ärztlichen Hochschulen zu Dresden und Stuttgart.
Neuerdings ist noch eine farbentragende Verbindung

K. Kritiken und Aequen.

Wenn man die Zeitchriften und den Zeilisten-
theil der Zeitungen in Deutschland ansieht, muß man
zu der Meinung kommen, daß es mit der Kritik
in Sachen der Kunst und der Literatur wohlbestell-
t sei. Es herrscht da eine Schärfe des Tones, eine un-
barmherzige Schonungslosigkeit des Urtheils, daß
der Leser sich in Ehrfurcht vor den Weisheitsprüfungen
der Recensenten beugen zu sollen glaubt. Mag er
auch selbst mit seinem einfachen gesunden Menschen-
verstand zu einem andern Gesammturtheil gekommen
sein: Wenn der Kritiker des Reizjournals eine andere
Meinung zum Besten gibt, muß er ja wohl Recht
haben; dafür ist er ja Sachmann.

Wieder einmal: was man heute nicht Alles unter
dem ominösen Namen „Sachmann“ versteht!
Früher verlangte man wohl, daß ein Mann, der
die Buchstaben der Kritik über Dichter und Künstler
schwingt, selbst einige Eigenschaften dieser Art be-
sitzen solle. Und um nicht in Wuth und Wogen ein-
absprenchendes Urtheil über alle Kritiker abzugeben:
Wir haben auch heute noch Männer, die sich durch
Jahrzehnte lange, liebevolle Beschäftigung mit ihrem
Fache das unbestreitbare Recht erworben haben, ein
Urtheil abzugeben. Aber im Großen und Ganzen
leidet die Kritik heute unter zwei Grund-
fehlern: dem Subjektivismus und der
Kritikentwirthschaft.

Es ist oft genug mit Händen zu greifen, daß auch
die unbarmherzigsten Recensenten vor gewissen
Namen und „Nichtingen“ halt machen. Kritiker sind
oft genug für den Verfasser wohlwolle Gelegenheiten,
die glänzenden Eigenschaften seines Stils in ben-
galligen Feuer erschaffen zu lassen. So etwas liebt
sich sehr amant zu sein; es regt an und fordert
unser Bewunderung für den Mann heraus,
der so schön schimpfen kann. Sinterher will es uns
der so schön schimpfen kann. Sinterher will es uns
allerdings vorkommen, als ob er der Recensenten
nicht, wie das Mädchen aus der Fremde, Allen gleich-
mäßig seine „Gaben“ vertheile. Auch der gefürchtete
Kritiker geht gern mit der großen Menge. Ueber
Hauptmann und Subermann herzufallen, auch wenn
sie einmal Minderwertiges geschaffen haben, ist nicht
gut angängig. Man blamirt sich nur damit. Göch-

stern wird in milden Worten festgenagelt, daß der
Dichter früher schon Besseres geleistet hat.
Aber wehe dem Unglücksfinde, das sich der
Deffentlichkeit naht, ohne schon einen Namen zu
haben, den vorher die Kluge erkannt gemacht hat.
Es ist das „Talent“ etwas Größeres leistete! Sie
fallen über das Opfer her mit der Schärfe des
Schwertes, und wenn er nicht eine ganz gesunde Kon-
stitution hat, bleibt er ohne Gnade und Barmherzig-
keit auf dem Plage.

Nun muß im Allgemeinen zugegeben werden, daß
gegenüber dem „Großbetriebe“ in Kunst und Literatur
auch ein Großbetrieb in der Kritik, also eine gewisse
Oberflächlichkeit, fast unvermeidlich ist. Deshalb aber
braucht nicht gerade auf diesem Gebiete eine Art
Anarchie zu herrschen. Wer nicht bei dieser oder jener
Klique verhaftet ist, „liegt drin“ — das ist ein Axiom.

Es ist manchmal wirklich amüsant, die Stimmen
der verschiedenen Kritiker über ein und dasselbe
Thema zu hören. Nehmen wir beispielsweise das
Gastspiel Coquelins! Der Eine findet, daß
der Franzose uns erst die ganze Tiefe der roman-
tischen Poesie „offenbart“ hat. Bis her galt Kostand
als ein ziemlich mittelmäßiges Talent; seine Verse
sind rund und nett, aber das Ganze ist arg ge-
schwächt, es ist zu viel „Made“ dabei. Wenn aber
Kaiser Wilhelm II. in Kostand Schafepareische
Qualitäten entdeckt, so kann man es schließlich einem
Recensenten nicht übel nehmen, daß er sich von der
Virtuosität des Pariser einmal einen Sotuspotus
vornahmen läßt; auch „gerissene“ Kritiker in Berlin
sollen nicht immer des französischen völlig mächtig
sein. Demgegenüber muß es nun doch humoristisch
berühren, wenn Andere, die beim ersten Gastspiel
Coquelins überaus erbaunt waren von der „tiefen Auf-
fassung“ Wolters, nun beim zweiten Gastspiel, an
dem Franzosen nichts Besonderes mehr finden. Das
ist doch der heillosste Subjektivismus, dessen die
Kritik sich schuldig machen dürfte!

Ein recht bezeichnendes Schauspiel für den Zu-
stand der Kunstkritik bot in diesen Tagen die Ver-
öffentlichung der Enquete der bekannten Mün-
chener Kunstzeitschrift „Die Kunst“ über die
Frage, ob München als Kunststadt zurückgebe bzw.
ob Berlin bessere Ansichten als München habe, die

ihre e n d e n Anstalt zu werden. Es sind dreihun-
dredig Antworten auf dieses Schreiben eingelaufen
und diese 33 Ansichten scheiden sich fast alle nach
der Stellung der Einzelnen zu der modernen „Kun-
st“. Es genügt, wenn wir drei verschiedene Aus-
sichten hier nebeneinanderstellen: Max Liebermann,
der Vater und Führer der Berliner Secession, findet
natürlich, daß die Stellung Münchens als Kunststadt
erschüttert sei. S. J. Meißner-Berlin sieht ein
ausgesprochenes Alter hereinbrechen. Er schwärmt für die
Siegesallee und den Prellchen Edda-Efflus, der in
der deutschen Volkstheater in Rom untergebracht ist und
sicht eine Kunstentwicklung unter Kaiser Wilhelm II.
voraus, die derjenigen Münchens ebenbürtig ist.
Selbstverständlich widersprechen sich schon diese beiden
Berliner Urtheile an und für sich bis aufs Blut.
Liebermann denkt nicht an eine Epoche der Mediceer.
Er will die Kunst unabhängig von irgend welcher Vor-
mundung, rein persönlich und individuell sich ent-
wickeln lassen; dies ist sogar ein Theil des Secession-
programms. Meißner dagegen erblickt das Heil Ber-
lins als Kunststadt in der Führung Kaiser Wil-
helms II.; man kann gar nicht weiter von secessionisti-
schen Ideen und modernen Stilbestrebungen entfrem-
det sein.

Nun kommen aber vier gewichtige Münchener, die
alle vier in ein und dasselbe Horn blasen: Lenbach,
Stuck, v. Uhde und v. Keller, ein vierblättriges
Kreuzblatt, auf welches die Münchener stolz sind, und
verwahren sich dagegen, daß München im Niedergang
sei. Auf der einen Seite ein Liebermann, auf der
anderen eine so glänzende Reihe von Namen: das ist
für Berlin recht böse!

Wie das Endurtheil in diesem Streite, der eigent-
lich nur ein Wettstreit ist, lauten wird, muß die Ent-
scheidung lehren. Für uns ist bloß der diametrale
Gegensatz in den Kritiken interessant. Deutscher
kann sich Subjektivismus und Klauenwirthschaft
nicht offenbaren, als in solchen Wider-
sprüchen.

Was aber für uns daraus folgt, ist sehr einfach!
Wir haben eben unsere eigenen Weg ruhig weiter
zu verfolgen. Wir werden nie vergessen, was eine
geunde, auf christlicher Weltanschauung
beruhende Kunstlehre aus den großen Epochen

